

Zeitschrift: Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse =
Gazetta militare svizzera

Band: 65=85 (1919)

Heft: 32

Artikel: Einheitlichkeit in der Heeresleitung

Autor: Habicht

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-35312>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

leisten können, sondern die tüchtigsten auch aus allen denen auslesen können, die ihre Arbeitskraft für die Gewinnung ihres Lebensunterhaltes ausnützen müssen, so ist die Gewährung einer Soldzulage in den speziellen Instruktionsdiensten zur dienstlichen Weiterbildung unabweislich. Sie ist auch mit den oben entwickelten Gedanken über das Wesen des Soldes nicht unvereinbar; denn Opfer an Zeit, die über das Maß dessen hinausgehen, was von andern verlangt wird, bedeuten für den, der sie bringen muß, eine ökonomische Beeinträchtigung ganz ebenso wie eigentliche Ausgaben. Es darf ihm deshalb dafür eine Entschädigung zuerkannt werden, ohne daß deswegen die grundsätzlichen Gesichtspunkte des Soldes verloren gehen.

Es erübrigt sich, weitere Untersuchungen über die Höhe der Soldsätze im einzelnen anzustellen, denn der Sold muß periodisch dem Geldwert angepaßt werden, wenn er seinen Zweck erfüllen soll. Es muß aber verlangt werden, daß ein Soldgesetz baldmöglichst die erörterten Prinzipien festlegt.

... el ...

(Fortsetzung folgt.)

Einheitlichkeit in der Heeresleitung.

Von Oberstleutnant Habicht.

I.

Die Einheitlichkeit in der Heeresleitung, d. h. die Vereinigung des letzten Entscheides über die vorzunehmenden Heeresoperationen in ein und denselben Hand und durch ein und denselben Willen, ist an sich eine so gegebene und eigentlich selbstverständliche Sache, daß man meinen sollte, es könnte dem nicht anders sein und hätte ihm nie anders sein können. Wo es so wie bei der Kriegführung darauf ankommt, daß alles, was unternommen wird, in letzter Linie auf den gleichen Zweck und das gleiche Endziel gerichtet ist, scheint ein anderes Verfahren, ein Nebeneinander von in letzter Linie gebietenden Willen überhaupt ausgeschlossen. Dabei ist es gar nicht gesagt, daß dieser entscheidende letzte Willen unbedingt von der Persönlichkeit ausgehen muß, die über die höchste militärische Schulung und Befähigung verfügt; erforderlich ist nur, daß diese das Verständnis für die ihr unterbreiteten Vorschläge besitzt und die Willensstärke hat, sie in die zweckentsprechende Ausführung umzusetzen. Es ist daher vollständig begreiflich, daß während des Weltkrieges, jeweils wenn die eigene Situation eine Trübung erfahren hatte, in den Reihen der Entente, vor allem in den französischen Blättern, der Ruf nach einer strafferen Organisation der allgemeinen Kriegsführung, nach einem besseren Zusammenhang in den Operationen an den verschiedenen Fronten ergangen ist. Sie hatten ja an der Zerfahrenheit der Kriegsführung, die teilweise während der Revolutionsjahre geherrscht hatte, und an deren restloser Konzentration in einer einzigen Hand, wie das unter Napoleon der Fall gewesen, die beweiskräftigsten Beispiele aus der eigenen Geschichte.

Aber trotzdem die Einheitlichkeit der Heeresleitung, der Grundsatz, daß nur einer und dieser „mit Resolution“ kommandieren soll, nach seiner Berechtigung von alters her kaum anfechtbar gewesen ist, weist die Kriegsgeschichte doch unendlich viele Fälle auf, in denen gegen ihn verstoßen worden ist. Hierbei sind keineswegs ausschließlich die Koalitionsverhältnisse beteiligt, sondern auch Staaten und

Staatenlenker, denen man sonst ein besonderes Verständnis für diese Dinge nicht wohl abzusprechen das Recht besitzt. Es sei nur daran erinnert, daß ein sonst so nüchtern und praktisch denkendes Volk wie die Römer seine Kriege durch zwei einander koordinierte Konsuln hat führen lassen, einen Dualismus, der die Negation des Einheitsprinzips in krasser Form bedeutet, und der nicht nur bei Cannae allein zu einer eklatanten Niederlage geführt hat. Allerdings hat man dann auch in Rom nicht gezögert, aus solchen Erfahrungen seine Konsequenzen zu ziehen und im Bedarfsfalle durch die Proklamation der Diktatur die höchste militärische und politische Leitung in der gleichen Hand zu vereinigen. Selbst Friedrich der Große und Napoleon, die doch von der Richtigkeit des Grundsatzes der Einheitlichkeit im Kommando vollständig durchdrungen waren und jede andere Meinung barsch und unzweideutig unterdrückt haben würden, haben sich gegen dessen restlose Durchführung zuweilen versündigt. Das geschah, als Friedrich 1757 nach der für ihn unglücklichen Schlacht von Kolin das Kommando über seine rechtselbische Heeresgruppe zwar seinem Bruder, dem Prinzen von Preußen, übertrug, aber zugleich durch die Zuteilung der nicht miteinander harmonierenden Generale Winterfeldt und Schmettau Verhältnisse schuf, die einer einheitlichen Heeresleitung alles eher als förderlich sein mußten. Ähnliches ereignete sich bei Napoleon, als es sich 1813 um die Führerbesetzung der gegen Berlin operierenden Armee handelte. Die Enthebung Oudinots nach der von ihm verlorenen Schlacht bei Großbeeren vom Kommando und seine Ersetzung durch Ney in der Annahme, der kluge Reynier werde das gespannte Verhältnis zwischen den beiden Marschällen ausgleichen, hat gerade das Gegenteil einer zielbewußten Einheitlichkeit und damit den Verlust einer weiteren Schlacht bewirkt. Im übrigen ist auch der kriegerischen Glanzzeit unserer Eidgenossenschaft die Einheitlichkeit im Kommando abgegangen und es ist darum kaum eine Schlacht geschlagen worden, ohne daß ihr nicht ein Kriegsrat vorangegangen wäre. Das konnte eben kaum anders sein, weil dem aus den Standes-, Verbündeten- und Zugewandtenkontingenten für jede Kriegsfahrt entstandenen Heere ein schon in Friedenszeiten normierter gemeinsamer Oberbefehl gefehlt hat und jeweils im Bedarfsfalle konstituiert werden mußte.

Die meisten Schwierigkeiten sind der Schaffung eines gemeinsamen Oberbefehls allerdings von jeher bei dem Bestande vielgliedriger Koalitionen bereitet worden. Immerhin darf nicht verschwiegen werden, daß gerade zur Blütezeit solcher Koalitionen, während des spanischen Erbfolgekrieges, als 14 Jahre lang in den Niederlanden, am Rhein und in Süddeutschland, in Italien und Spanien Krieg geführt worden ist, die kollektive Heeresleitung und Schlachtenlenkung das Heranreifen von namhaften Erfolgen keineswegs vereitelt hat. Höchstädt und Malplaquet sind für die Gegner Ludwigs XIV. gewonnen worden, obgleich ihre Leitung eine geteilte gewesen und in beiden Schlachten der linke Heeresflügel von Marlborough, der rechte von dem Prinzen Eugen kommandiert worden ist, wobei noch hinzugefügt werden muß, daß gerade der stolze und selbstherrliche Charakter des britischen Feldherrn das Wirken auf einen gemeinsamen Zweck hin nicht erleichtert hat. Auf der anderen Seite darf dann freilich nicht verkannt werden, daß die unbedingte militärische

Autorität des kaiserlichen Feldmarschalls manches der sonst entstehenden Reibungshindernisse nicht hat aufkommen lassen. Uebrigens hat eine solche flügelweise Teilung der Schlachtenleitung ohne einheitlichen Oberbefehl früher vielfach stattgefunden. Bei dem gleichen Malplaquet hat Villars den einen, Boufflers den anderen französischen Schlachtfügel kommandiert, bei Roßbach haben sich Soubise und Hildburghausen in die Niederlage geteilt und bei den meisten Schlachten unserer Geschichte ist kollektive Leitung die Regel gewesen. Man denke nur an Murten, wo allerdings unter Hallwil, Waldmann und Hertenstein die nach damaligem Kriegsgebrauch übliche Gliederung in eine Vorhut, einen Gewalthaufen und eine Nachhut bestanden, ein gemeinsamer Oberbefehl aber nicht existiert hat.

Der Gründe, warum besonders bei Koalitionsverhältnissen die Aufstellung einer gemeinsamen Heeresleitung auf mannigfache Hindernisse und Widerstände stößt, sind viele und keineswegs leicht zu beseitigende. Ihre Zahl und ihre Bedeutung wachsen mit der Menge der Koalitionsglieder und der Zunahme der Fronten, über die sich die Kriegsergebnisse erstrecken. Sie beruhen zu einem nicht geringen Teile darauf, daß der Verzicht auf die Ausübung einer militärischen Befehlsbefugnis der Aufgabe eines Hoheitsrechtes gleichkommt, die sowohl von monarchischen wie republikanischen Staaten nur zögernd und mit Widerstreben zugestanden wird und auch mit der öffentlichen Meinung gebührend zu rechnen hat. Dazu kommt noch die Erscheinung, daß die einzelnen Koalitionsglieder sehr oft geneigt sind, ihre Streitkräfte nur dort mit Wucht einzusetzen, wo für ihre Aspirationen der größtmögliche Nutzen herauszuschauen scheint. Zu leicht ergeben sich Divergenzen über die vorläufig zu erreichenden Ziele und die Mittel, die hiefür aufzuwenden sind. Auch die Führerbestellung für die verschiedenen Fronten und die Abgrenzung ihrer Befugnisse, zumal wenn Truppen verschiedener Koalitionsglieder auf dem gleichen Kriegsschauplatze engagiert sind, schafft zahlreiche und nicht leicht zu beseitigende Reibungsmomente. Nur zu leicht finden Regierung oder öffentliche Meinung irgend eines Koalitionsgliedes, die eigenen Truppen würden im Verhältnis zu andern mehr als nötig beansprucht oder ein dem eigenen Kontingente angehörender Führer finde anderenortes eine zweckentsprechendere und seinen Fähigkeiten angemessenere Verwendung. Kurzum es häufen sich eine Unmenge von Fragen und Friktionen, die niemals nach bestehenden Regeln oder gewohnheitsrechtlichen Bestimmungen erledigt werden können, sondern deren Lösung fast vollständig auf das gegenseitige Vertrauen und ein ungemein feines Taktgefühl abgestellt bleibt. Unendlich viel Takt und Anpassungsfähigkeit erfordert dann auch die Ausübung des gemeinsamen Kommandos, sollen nicht Reibungen der unvorhergesehenen Art den erhofften Nutzen der ganzen Institution in Frage stellen und illusorisch machen.

Wie sehr die Eigenbestrebungen einzelner Koalitionsglieder sich geltend machen und den beabsichtigten Erfolg gefährden oder vereiteln können, zeigt der Ausgang des zweiten Koalitionskrieges, das heißt der Streitkräfte von Oesterreich, England und Rußland gegen das republikanische Frank-

reich, bei dem ja unser Land ganz besonders in empfindliche Mitleidenschaft gezogen worden ist. Die Abwesenheit Bonapartes in Aegypten benützend, sollten die französischen Heere, welche von Mannheim am Rheine bis nach Italien zwischen Mincio und Chiese die jetzige Schweiz in einem weiten Bogen umspannten, der durch die Punkte Basel, Bodensee, Walenstatter- und Vierwaldstättersee, Gotthard und Bellinzona bezeichnet wird, auf die ursprünglichen Grenzen des königlichen Frankreich zurückgedrückt werden. Dieses Zurückdrücken sollte durch drei Armeegruppen bewerkstelligt werden, von denen die eine, eine österreichisch-russische Armee, unter Erzherzog Karl in Süddeutschland, eine andere, österreichische Armee unter Bellegarde in der Schweiz und eine dritte, russisch-österreichische Armee unter Suworoff in Italien fechten sollten. Aber nicht nur die gegnerischen Maßnahmen sondern ebenso sehr die des auf die andern Koalitionsglieder mißtrauischen österreichischen Ministers Thugut durchkreuzten den ursprünglichen Plan. Die unbestreitbaren Erfolge, die der russische Feldherr in der Lombardei errang, ließen den Leiter der österreichischen Politik für den künftigen Besitz dieser habsburgischen Lande fürchten. So wurde der bei Stockach siegreiche Erzherzog wider seinen Willen ungebührlich lange an dem gegebenen Einmarsch in die Schweiz zurückgehalten, und, als er dann diesen endlich vollzogen und Massena bei Zürich geschlagen, unmittelbar vor seiner Vereinigung mit der von Norden heranmarschierenden russischen Armee Korsakoff samt seinen Streitkräften an den Rhein aberufen. Damit erhielt nicht nur Massena die Gelegenheit, die bei Zürich in der Vereinzelung gelassenen Russen zu schlagen und hinter den Rhein zurückzuwerfen, sondern es wurde auch über das Schicksal Suworoffs entschieden, den man, um ihn mit seinem siegreichen Heere aus Oberitalien zu entfernen, zu einer Operation gegen die in der Schweiz stehenden französischen Kräfte veranlaßt hatte. Er sollte über den Gotthard vordringend Massena im Rücken fassen und auf diese Weise mit Korsakoff in Kooperation treten. Damit erhielt man österreichischerseits zugleich eine annehmbare Motivierung für die Dislokation Erzherzog Karls an den Rhein. Der Ausgang dieser selbstsüchtigen Einmischung der habsburgischen Diplomatie in die Kriegführung ist bekannt. Der Abzug Erzherzog Karls nach Süddeutschland veranlaßt die Niederlage Korsakoffs. Dadurch erhält Massena die Möglichkeit, sich gegen Suworoff zu wenden, ihm den Austritt aus dem Gebirge zu verlegen und die Reste seiner Armee über den Panixer nach Graubünden abzudrängen. Erbittert über diese Intriguen zieht sich der russische Kaiser von der Koalition zurück und befiehlt seinen Generalen den Rückmarsch nach Rußland. Dabei braucht gar nicht untersucht zu werden, in welchem Umfange der sonderbare und schroffe Charakter Suworoffs zu Differenzen mit den österreichischen Unterführern Veranlassung gegeben hat, oder in welchem Maße österreichische Bequemlichkeit und Oberflächlichkeit die Vorbereitungen für den Gotthardübergang verzögert und den russischen Feldherrn ungenügend informiert haben. Jedenfalls geht aus dem Beispiel zur Genüge hervor, wie selbst bei einer ganz angemessen erscheinenden Kommando-verteilung und Abgrenzung der Befehlsbefugnisse im Koalitionsverhältnis durch die auf eigene Vor-

teile gerichteten Bestrebungen eines einzelnen Gliedes die Erreichung des Endzweckes vollständig unmöglich gemacht werden kann. Treten hiezu noch Taktmangel, persönliche Führerdifferenzen und die Abwesenheit gegenseitigen Vertrauens, so sind selbst Katastrophen unvermeidlich.

Ein Beispiel anderer Art aber nicht minder belehrend und typisch dafür, mit welchen Schwierigkeiten in Koalitionskriegen ein gemeinsames Oberkommando zu kämpfen hat, bietet das Hauptquartier der Verbündeten in den Befreiungskriegen 1813/14. Nachdem nach dem Waffenstillstand zu Preußen, Rußland und England noch Schweden und Oesterreich als Verbündete hinzugetreten waren, hatte man sich nach langen Deliberationen auf einen Kriegsplan geeinigt, der ganz auf die faszinierende Wucht von Napoleons Persönlichkeit angelegt war und darum seine psychologische Berechtigung hatte. Von den drei Armeen, die aufgestellt worden waren, der böhmischen unter Schwarzenberg, der schlesischen unter Blücher und der Nordarmee unter dem Kronprinzen von Schweden, sollte jede konzentrisch gegen die Elblinie vorgehen. Diejenige, die unter des Kaisers persönlicher Führung angegriffen wurde, hatte sich defensiv zu verhalten, während die andern beiden in der Offensive zu verbleiben hatten. Auf diese Weise hoffte man den Gegner zu ermüden und im Besitze überlegener Kräfte schließlich zu einer Hauptschlacht zu stellen. Da die böhmische Armee als zahlreichste die Hauptarmee war und ihr Führer zugleich den gemeinsamen Oberbefehl hatte, so kam viel auf das Verhalten und die Erfolge gerade dieser Armee an. Das war noch umso mehr der Fall, als auch das nicht kleine militärische Gefolge der drei Monarchen von Oesterreich, Rußland und Preußen sich beim Hauptquartier dieser Armee befand. Da sich jeder der Monarchen noch einen besonderen operativen Berater beigelegt hatte, so kam es geradezu zu einer bedenklichen Anhäufung von unverantwortlichen Ratgebern, die nach Moltke die größte Gefahr für ein Hauptquartier bilden. Dazu gesellte sich noch, daß die verschiedenen militärischen Berater sehr oft ganz anderer Ansicht waren als die Armeeführer und ihre Generalstabschefs und es häufig fertig brachten, ihre Anschauungen in überzeugender Weise vorzubringen. Man kann sich daher ausmalen, welche Flut von Meinungsverschiedenheiten auf den gemeinsamen Oberbefehlshaber einstürmte und welchen Takt und weltmännisches Geschick es von seiner Seite erforderte, um unter Vermeidung jeglicher Bräskierung die Sache zu einem guten Ende zu führen. Oft gipfelte die gesamte Feldherrenkunst darin, die verschiedenen Meinungen in konzilientester Form auszugleichen und unter peinlichster Schonung aller persönlichen Empfindlichkeiten diejenigen zur Ausführung zu bringen, die keinem Monarchenwillen direkt zuwiderliefen und trotzdem dem operativen Endzwecke dienlich waren. Wie sehr man gewohnt war, für die verschiedenen Monarchen sogar noch ein besonderes Verfügungsrecht über ihre Truppen zu respektieren, mag eine Episode aus der Schlacht bei Kulm zeigen. Obgleich für die erste und wirksamste Parade von Vandammes Angriff, der bei seinem Gelingen für den Ausgang des Feldzuges von den tiefgreifendsten Folgen sein konnte, die russischen Garden zunächst bei der Hand waren, wagte man es anfänglich ohne aus-

drückliche Ermächtigung gar nicht, auf diese zu greifen, denn sie galten als zu des Czaren persönlichem Schutz bestimmte Elitetruppen, über die niemand zu verfügen hatte als dieser selbst. Und das geschah im Momente einer Krisis, deren Verlauf nicht nur eine verlorene Schlacht, sondern eine Katastrophe bedeuten konnte; denn ging die Schlacht bei Kulm verloren, so war es sehr fraglich, ob das immer noch wankelmütige Oesterreich überhaupt bei den Verbündeten aushielt. Unter allen Umständen hat sich Schwarzenberg durch sein feines Taktgefühl und das Geschick seiner Verwendung als Koalitionfeldherr ein Verdienst erworben, das nicht immer nach Gebühr gewürdigt und anerkannt worden ist. Das trifft noch umso mehr zu, als auch seine Mitführer, Blücher wie der Kronprinz von Schweden, keineswegs leicht zu behandelnde Persönlichkeiten waren.

(Fortsetzung folgt.)

Neue Wege der Soldaten-Erziehung.

Von Leutnant E. Gyr.

Neue Wege finden immer starke Opposition. Denn die alten hatten immer einmal ihre Berechtigung. Daher gehört es zum Schwierigsten, den Zeitpunkt einzusehen, wann solche nötig werden. Auch in der Soldaten-Erziehung ist diese Frage zuerst zu lösen: Wollen wir neue Wege oder nicht?

Ein System, das während Jahren gehalten, scheint der Ewigkeit angepaßt zu sein. Und dennoch kommt ein Zeitpunkt, wo es von der Entwicklung überholt wird, dann nämlich, wenn die alten Wege die neuen Ziele nicht mehr erreichen. Ich glaube, daß dieser Zeitpunkt auch an unsere Soldaten-Erziehung herangetreten ist und daß nur neue Ideen diese Verbindung wieder herstellen können. Neue Gedanken werden aber von gewissen Leuten immer als höchst gefährlich angesehen. Doch glaube ich, daß solche bestehenden Gedanken — und sie bestehen heute in allen Kreisen des Heeres — nie dadurch abgetan werden können, daß man sie bekrittelt, sondern daß es nur eine starke und ehrliche Waffe gegen sie gibt, auf sie einzugehen, sie mit Gegengedanken zu widerlegen.

Das Problem der Soldaten-Erziehung ist eine Frage des Lebens. Denn sie tritt an jeden jungen Mann in der reichsten Zeit seiner Entwicklung heran und wird dort oft zur Entscheidung. Wir formen im Soldaten zugleich den Menschen und den Bürger. Hier steht der junge Mann zum ersten Mal dem Staat und seinen Forderungen gegenüber und das Verhältnis, das sich hier bildet, wird selten im späteren Leben gebrochen.

Wenn wir fühlen, daß uns der alte Weg nicht mehr genügt, so ist nichts besseres zu tun, als ihn einer scharfen Prüfung zu unterziehen. Dann können wir die erste entscheidende Frage aufwerfen: Genügt er noch, oder brauchen wir Neues? Dies wollen wir auch mit dem bestehenden System der Soldatenerziehung versuchen.

Der Drill hat seinen Ursprung in der fritzianischen Zeit, jener Zeit, in welcher auf dem Schlachtfeld mit geschlossener Masse gekämpft wurde. Diese Truppenmasse mußte beweglich sein, je besser der Einzelne sich ihr einfügte, desto geschlossener und wendiger war die Kolonne selbst. Und hierfür wurden die richtigen Mittel angewendet. Das Bestreben, den Einzelnen der Masse anzupassen, ist wie die Arbeit des Konstrukteurs an einer Maschine. Dort